

5.2 Das Gesicht als affektives Archiv

Eines der zentralen Argumente, das sich in der Gesamtschau der Motivationsbeschreibungen zu den Gesichtsmodifikationen herausstellen lässt, bezieht sich auf das Motiv der Gesichtsdifferenz aufgrund des Alters von Personen. Das Älter-Werden und/oder Alt-Sein stellen im Anschluss an den historisch-genealogischen Diskurskomplex den Begründungsbezug überwiegend negativer Bewertungen dar, die als behandlungswürdig eingestuft werden. Das Alters-Motiv zieht sich dabei durch die Bandbreite der unterschiedlichen Gesichtsmodifikationen und begründet ein körperbezogenes Blicksystem, das als ahistorisch gesetzt und allgemein verständlich vorausgesetzt wird. ›Alter‹ und ›Altern‹ benennen demnach die übergeordneten Motive, den Ort und die Zielperspektive der kosmetisch-chirurgischen Gesichtsinterventionen.

Das Gesicht der kosmetischen Chirurgie ist dementsprechend in ein Bedeutungsfeld aufgeteilt, das einer stark polarisierten Altersordnung unterliegt. Diese wird grundsätzlich durch die antithetische Verwendung von Adjektiven und Adverbien in den Texten deutlich, die sich auf die Altersklassifizierung beziehen. Dabei begründet die Position des Jüngeren im Diskurs eine normative bzw. normalisierte Perspektive auf das Gesicht. Wie die nachstehenden Auszüge verdeutlichen, definiert ein »gaze of youth« (Twigg 2004, S. 65) die angeführte Handlungslegitimation:

(5:1) Ein gewünschtes Resultat ist ein junges und vor allem erholttes Aussehen. (plastische-chirurgie-yassine, Augenlidstraffung)

(5:2) Damit erreicht man ein jüngeres, frisches, dynamisches Aussehen. (aesthetic-profile, Augenlidstraffung)

(5:3) Ein jugendliches und frisches Aussehen ist es, was sich die Menschen heutzutage immer mehr wünschen. (plastische-chirurgie-giessler, Fadenlifting)

(5:4) Das Ziel ist ein verjüngender Effekt, der zu Ihrer Persönlichkeit passt. (aesthetic-info, Facelift)

(5:5) Bei einem Facelifting wird eine Straffung der Gesichtshaut mit dem Ziel der Verjüngung des Aussehens durchgeführt. (dr-bodo, Facelift)

Das priorisierte Ergebnis der angebotenen Gesichtsmodifikationen wird in den Zielbeschreibungen wiederkehrend über die Attribuierungen ›jung‹ (5:1), ›jünger‹ (5:2), ›jugendlich‹ (5:3) und ›verjüngt‹ (5:4) hergeleitet oder wie in Auszug (5:5) als substantivierter Vorgang »Verjüngung« beschrieben. Die qualitativ-positive Positionierung des jungen Aussehens leitet sich jedoch nicht durchgehend von der einfachen Benennung ab, vielmehr basiert sie auf der Gegenüberstellung zu sowie der relationalen Abgrenzung von den negativ-qualifizierten Dachkategorien im Spektrum von »alt« (5:6), »älter« (5:7) sowie »orgealtert« (5:8) und »vorzeitig gealtert« (5:9).

(5:6) Das Gesicht wirkt alt und müde. (fontana-klinik, Augenlidstraffung)

(5:7) Diese Veränderungen lassen das Gesicht älter erscheinen, als es ist. (dr-hilpert, Facelift)

(5:8) Die Veränderungen können neben Traurigkeit und Müdigkeit auch einen vorgealterten Gesamteindruck vermitteln, der nicht Ihre Realität widerspiegelt. (dr-osthus, Augenlidstraffung)

(5:9) Die Augen wirken traurig, müde oder vorzeitig gealtert. (praxisklinik-adam, Augenlidstraffung)

Über die positiven Assoziationen mit dem jüngeren Gesicht hinaus, begründet also auch die Präsenz der als ›alt‹ markierten Elemente – das Alte – die diskursive Altersordnung. In dieser ist das Paradigma der Altersidealisierung jenseits des chronologischen Alters durch die Hierarchisierung des Jüngeren angelegt. Die diskursive Altersrelation korrespondiert somit mit der hegemonialen Ungleichbewertung von sozialen Alterspositionen, indem das Alter als ideologisches Vorzeichen der Gesichtsmodifikationen fungiert und absteigend negative Bedeutungen mit dem Älteren verknüpft. Das alte Aussehen und der ältere Körper werden darin als ästhetische Abweichungen problematisiert, demgegenüber das Jüngere auf selbstverständliche Weise vorzuziehen ist. Auffällig ist somit, dass weder ›alt‹ noch ›jung‹ im Diskurs an die chronologische Lebensordnung in Jahren oder biologisch-funktionale Kategorien gebunden sind. Sie stellen in dieser Hinsicht generalisierte Beschreibungen dar, die zunächst keiner bindenden Definition folgen.

Der Umstand, dass das Alter als ästhetische Dachkategorie zugunsten der sozialen Ungleichbewertung des Älteren produktiv ist und gesetzt scheint, verdeutlicht sich nach Lynne Segal (2014) anhand einer einfachen Alltagsformel: »Once again, this keen attachment to youth tells us a great deal about the stigma attending old age: ›you're looking old‹ would never be said, except to insult.« (ebd., S. 5) Erwachsenen ein jüngeres Aussehen zu bezeugen, als Sie_Er im chronologischen Sinne ist, wird dagegen in der Regel als Kompliment interpretiert (vgl. Meitzler 2017, S. 59). In übergeordneter Zielperspektive knüpfen die Verfahrensbeschreibungen insofern an verbreitete Praktiken der sozialen Altersattribuierung und der Negativbewertung des Älteren an. In diesem verhandelbaren Verhältnis zwischen dem Alter in Jahren und dem Alter der Körpererscheinung sehen Menschen nicht notwendigerweise so alt aus, wie sie in Jahren sind (vgl. Coupland 2009, S. 954).

Rhetorisch sind die Motivationsbeschreibungen somit zunächst als Anti-Ageing und Verjüngungs-Technologien¹⁹ kodiert, die an die sozialen Altersrelationierungen anknüpfen. Dass die Dimension des Alters das untergeordnete Andere des kosmetisch-chirurgischen Diskurses begründet, mag vor dem Hintergrund der historisch-genealogischen Bezüge wenig überraschen. Wie genau die negative Bewertung in den

19 Dies ist nicht gleichzusetzen mit den historischen Verjüngungsvorstellungen, die auf das Wiedererlangen der eigenen Jugendlichkeit im Sinne einer kompletten Transformation abzielten. Im Vordergrund steht Jugendlichkeit als idealisierte Eigenschaft.

Texten konstruiert und relevant gesetzt wird, verdeutlicht sich erst mit Blick auf die damit verknüpften evaluierenden Begriffe.

Die Alterskodierungen, mit denen die Verfahren plausibilisiert werden, speisen sich wiederkehrend aus sprachlichen Ressourcen, die sich mit Martin und White (2005) in systemisch-funktionaler Lesart der semantischen Bewertungsfunktion der Einstellung (»attitude«) zuordnen lassen. Dabei handelt es sich um Wörter, die eine positive oder negative Haltung zu Etwas zum Ausdruck bringen. Die in den Texten hervorgerufene Bedeutungskapazität bezieht sich zusammengefasst sowohl auf affekt- und verhaltensbezogene als auch ästhetische Ebenen der Bewertung und umfasst zahlreiche Lexeme (vgl. Hart 2014, S. 47). Der Deutlichkeit halber umfasst die nachstehende Tabelle 5.1 wiederkehrende Adjektive bzw. Adverbien aus dem Untersuchungsmaterial, die das Gesicht im Diskurs beschreiben.

Tabelle 5.1: *Evaluatives Register der Gesichtsmodifikationen*

negativ-qualifiziert	positiv-qualifiziert
abgekämpft	ausgeruht
abweisend	dynamisch
angespannt/abgespannt	energisch
ärgerlich	entspannt
deprimiert	erholt
erschöpft	fit
gestresst	freundlich
griesgrämig	frisch/erfrischt
hart	fröhlich
kraftlos	gesund
krank	glücklich
kummervoll	interessiert
lustlos	klar
müde/schläfrig/übernächtigt	lebendig
mürrisch	lebensbejahend
reserviert	offen
schlecht gelaunt	strahlend
sorgenvoll	vital
streng	wach
traurig	
trüb	
unfreundlich	
unglücklich	
unzufrieden	
verbissen	
verbittert	
verhärtet	
verkniffen	
verlebt	
verquollen	
verwelkt	
zornig	

Die evaluierenden Ausdrücke zum Gesicht und die damit verknüpften Praktiken und Prozesse lassen sich dem sprachlichen Register des Diskurses entsprechend in negative und positive Statusrealisationen vor und nach der kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikation aufschlüsseln. Die Aufstellung in Tabelle 5.1 verdeutlicht dazu zwei unterschiedliche semantische Felder, mit denen das Gesicht in den Motivationsbeschreibungen bewertet wird. Zum einen beziehen sich die positiven wie negativen Qualifizierungen auf affektive Gemütszustände (z.B. ›traurig‹ vs. ›fröhlich‹). Zum anderen leiten die wertenden Ausdrücke mehrdeutige Kapazitäten her, die sich einem Schnittfeld von Physiologie und Psychologie zuordnen lassen (z.B. ›müde‹ vs. ›vital‹). Beide Bereiche umfassen damit mentale wie soziale Bedeutungsfacetten, die abstrahiert in ihrem Einstellungsgehalt um die Pole von ›Leben‹ und ›Tod‹ geclustert sind.

An den evaluativen Bezeichnungen wird neben der Altersdimension eine weitere binäre Aufteilung des Gesichts deutlich. Mit dieser wird das Körperteil als übergeordneter Referenzpunkt disjunkter Affekte beschrieben. Aus dem affektbezogenen Raster lassen sich etwa die Dimensionen ›Freude‹, ›Zorn‹, ›Trauer‹ und ›Angst‹ herauslesen, die im Diskurs in Kombination mit dem Altersstatus jeweils als positive oder negative ästhetische Bezüge erscheinen. Die diskursive Schematisierung der Gesichtsbeschreibungen scheint so implizit an ein biopsychologisches Modell angelehnt zu sein, das von grundlegenden Affekt-Einheiten – ›Basisemotionen‹ oder ›Primäraffekten‹ – ausgeht.

Nach Jenny Edkins (2015, S. 53) führen populäre Deutungen von ›Affekt‹, ›Emotion‹ oder ›Gefühl‹ genauer auf evolutionspsychologische Theorien zurück. Affekte sind demzufolge ursächlich im Inneren oder den Anlagen verortet, von wo aus sie sich über das Gesicht nach Außen bewegen und der äußeren Umwelt zeigen. Die sogenannten Grundemotionen werden in diesem Sinne als selbsterklärend und gegenüber kulturellen Zeichensystemen als geschlossen begriffen. Dementsprechend wird davon ausgegangen, dass sie auch unabhängig von ideologischen Einflüssen – etwa als Ausdrücke des Echten und Authentischen – existieren.

Der Gesichtsausdruck wird korrespondierend zu diesem Verständnis häufig als Endprodukt des Inneren gedeutet. Populären Deutungen zufolge kommt das affektive Empfinden von Personen gegenüber sozialen Anderen auf unmittelbare Art und Weise im Gesicht zum Ausdruck. Es findet demnach getrennt von den kognitiven Wahrnehmungen und dem Denken statt. Wie Edkins (ebd.) weiter ausführt, werden Gefühle im populären Verständnis oft als universelle, zeitlose und interkulturelle Botschaften aufgefasst.

»The idea that emotion is to be seen in the face, that its appearance is beyond conscious control, that there are a small number of basic emotions, and that these have the same expressions universally are all ideas that continue to be part of contemporary common sense over 400 years on.« (ebd., S. 63)

Eine hilfreiche Perspektive auf die Textperformanz der positiven wie negativen Affekt-Worte und darauf, was diese potenziell gegenüber Lesenden ansteuern, eröffnen neuere affekttheoretische Zugänge. Gegenüber der vorherrschenden Konzeption von Affekten als instinktive oder universelle Körperregungen, betonen diese die dynamischen Wechselwirkungsprozesse zwischen den leiblichen Erfahrungen und der kulturellen bzw. sozialen Performanz (vgl. Edkins 2015, S. 63; Massumi 2015; Thrift 2007).

Im Anschluss an Sara Ahmed (2014a; 2010) lassen sich Affekte²⁰ als kulturelle Praktiken verstehen, die Körpern und Objekten in Relation zu hegemonialen Ideologien bestimmte Werte zuweisen und Macht entfalten. Ahmed (2014a, S. 225ff.) geht davon aus, dass sie als materialisierende Rhetorik zwischen Körpern und Gemeinschaften zirkulieren, indem Worte und Zeichen in ihrer Wiederholung affektive Antworten, also materiale Effekte, formieren. Die Praktiken des Bezeichnens und Einlesens von Menschen und Objekten als ›affektiv‹, z.B. als ›traurig‹ oder ›ekelerregend‹, stellen diese als ursächliche oder ›natürliche‹ Begründungsfiguren mit her. Erst im Zuge von Sprechakten kann ein Gefühl demnach für wirklich und zum zugrundeliegenden Anliegen verschiedener Handlungen erklärt werden.

Dabei sind Affekte – als ›sticky words‹ (ebd., S. 92) – Ahmed zufolge mit dem Kontext und der Genealogie der Worte verwoben, die sie benennen. Auch die bipolare Aufteilung der affektiven Gesichtskapazitäten in den untersuchten Diskursfragmenten (vgl. Tabelle 5.1) steht in dieser Hinsicht in Zusammenhang mit kulturellen Politiken, die *zwischen* Sprechakten und Körpern wirksam sind. In dieser affekttheoretischen Lesart benennen die Diskursbegriffe weniger einen psychischen oder privaten Kontext, als dass sie selbst tätig sind und das Andere des Diskurses produzieren. Die diskursive ›Sprache des Gesichts‹ transportiert im weiteren Sinne performative Aspekte von Öffentlichkeit, die spezifische Affekte in ihrem kollektivierenden Charakter als sozial relevant adressieren. Sie rekurriert auf kollektive Beziehungen und Gemeinschaftsmuster einer ›affektiven Ökonomie‹ (ebd., S. 44f.), in denen bestimmte Affektdimensionen zirkulieren. Vereinfacht gesprochen rufen die in den Texten benannten Affekte potenzielle Verbindungs- wie auch Ausschussmomente zwischen Menschen und Gruppierungen auf.

Das Burnout-Gesicht

Die sprachliche Performanz der affektiven Dimensionen im Diskurs, die potenziell als Brücken zwischen Personen und Gesellschaft, Körper und Sozialem tätig sind, lässt sich hieran anschließend unter zeitdiagnostischen Gesichtspunkten genauer beleuchten. So zeigt sich hinsichtlich der im Diskurs nachgezeichneten Altershierarchisierung nicht nur, dass der Status des Älteren korrespondierend zu den kulturellen Pejorierungen als ›fragil‹, ›passiv‹, ›einsam‹ oder ›eruptiv‹ konnotiert ist (vgl. Segal 2014; de Beauvoir 2000; Sontag 1972). Mit ihm werden darüber hinaus die Zustände von Erschöpfung, Stress, Verlust und Angst assoziiert. Das obige Begriffscluster der negativen Bewertungen ähnelt zusammengenommen den medizinischen Symptombeschreibungen der Depression, der chronischen Erschöpfung (›Fatigue‹) und des Burnout-Syndroms. Krankheitskonzepte also, die diagnostisch häufig als Ausdruck einer persönlichen Krise beschrieben werden. Zudem werden sie regelmäßig mit der Überlastung von psychologischen wie physiologischen Kraftreserven verknüpft, die sich in Müdigkeit, Energiemangel, Lustlosigkeit und Reizbarkeit äußern und so auf die Leistungsfähigkeit auswirken (vgl. Neckel et al. 2017).

20 Ahmed (2014a) verwendet den Begriff ›emotion‹, ohne diesen jedoch systematisch von ›affect‹ abgrenzen zu wollen (vgl. ebd., S. 39).

Der Anstieg dieser psychosomatischen Diagnosestellungen wie auch der darunter gefassten Krankheitserfahrungen seit den 1970er Jahren lässt sich in sozialkonstruktivistischer Perspektive vor dem Hintergrund von Prozessen des sozialen Wandels betrachten.²¹ Dabei wird die epidemische Zunahme der klinischen wie auch individuellen Krankheitsbeschreibungen unter den Labels ›Burnout‹ und ›Erschöpfung‹ in einem breiteren soziokulturellen Wechselverhältnis zu der Entstehung als zeittypische Phänomene der modernen Lebensführung verortet (vgl. Wagner 2015b; Neckel/Wagner 2014). Nach Neckel et al. (2017, S. 1f.) wird mit den Erschöpfungs-Diagnosen insbesondere das leibliche Leiden an der Arbeitswelt in Begriffe gefasst und medizinisch rückgebunden. Vorsichtig formuliert, verhalte sich das klinische Deutungsangebot zu den Erschöpfungskrisen, die im weiteren Sinne mit strukturellen Veränderungen in dieser Sphäre verwoben seien.

Die affektiven Gesichtskodierungen geben dieser Deutungsperspektive folgend Hinweise darauf, dass sich im kosmetisch-chirurgischen Diskurs Bezüge zu Burnout und dem sozialen Leid an der Arbeit wiederfinden. Das erschöpfte Gesicht der Motivationsbeschreibungen lässt sich als diskursive Trope betrachten, die sich zu dem Hintergrund gegenwärtiger Wachstumsregime und Prinzipien der kapitalistischen Wertsteigerung verhält. Denn folgt man soziologischen Zeitdiagnosen, sind die Arbeitsverhältnisse der Gegenwart dadurch charakterisiert, dass sie zunehmend subjektive Kapazitäten in den Arbeitsprozess einbinden. Sie funktionieren geradezu unter Anforderung einer Inwertsetzung eigener (affektiver) Ressourcen und informeller Kompetenzen (vgl. Reckwitz 2018, S. 201ff.; Wagner 2015b). Unter den Bedingungen der subjektivierten Arbeit kommt den individuellen Handlungen, Deutungen, Interessen und Affekten im Arbeitsprozess idealtypisch mehr Bedeutung zu (vgl. Hardt 1999). Neben dem technologischen Wandel, der Informatisierung und Digitalisierung von Arbeit ist dies durch flexibilisierte Arbeitsbedingungen (z.B. durch Home-Office-Regelungen), weniger starre Hierarchien und die zeitliche Entgrenzung zwischen Arbeit und Privatleben konturiert.

Dieses postindustrielle Arbeitsmodell lässt sich nach Andreas Reckwitz (2018) zunehmend als ambivalente Anforderung an die Arbeitnehmenden beschreiben. Entgegen der Idee von freiheitlicher Selbstverwirklichung münden die gegenwärtigen Arbeitsmodelle demnach in einen »Selbstzwang« (ebd., S. 344). Dieser sei von wenig Anerkennung, Befristung und prekären Beschäftigungsbedingungen gerahmt und gehe mit einem hohen Organisationsaufwand der Einzelnen einher. Dementsprechend werden weniger die starren Regeln, Formalien und das Allgemeingültige, als vielmehr die kreativen Ideale der Authentizität und Autonomie im unternehmerischen Ethos der Projektarbeit in den 1990er und 2000er Jahre zur Zumutung (vgl. Wagner 2015, S. 7; in Anlehnung an Boltanski/Chiapello 1999).

21 Hiermit steht auch die sozialpsychologische Forschungsrichtung in Zusammenhang, die sich den Zeitkrankheiten und ihren interpretativen Bedeutungen unter dem Begriff »social suffering« widmet: »Social suffering results from what political, economic, and institutional power does to people and, reciprocally, from how these forms of power themselves influence responses to social problems.« (Kleinman et al. 1997, S. ix) Im Fokus steht dabei die öffentliche Dimension der sozialen Leiderfahrungen, die von dem Kontext der gesellschaftlichen Verhältnisse charakterisiert sind und diese zugleich charakterisieren.

Im untersuchten kosmetisch-chirurgischen Diskurs der Gesichtsmodifikation wird lediglich in Ausnahmefällen eine explizite Verknüpfung zu dem Themenfeld der Erwerbsarbeit hergestellt. An den folgenden Beispielen lässt sich etwa aufzeigen, dass das Motiv des beruflichen Erfolgs auf eine umfassendere Gesichtspfermanz abzielt, die sowohl für das subjektive Altersempfinden (5:10) als auch das Gelingen der zwischenmenschlichen Begegnungen (5:11) für wesentlich erklärt wird. Für die (berufliche) Konkurrenzfähigkeit im Alter, die dem nachfolgenden Auszug zufolge auch jenseits des gealterten Körpers und der damit veränderten Kapazitäten im Gesicht gestaltet werden kann (»Alt werden, ohne alt auszusehen«), erscheint zunächst die unbedingte Verfügbarkeit des Gesichts zentral.

(5:10) Alt werden, ohne alt auszusehen, ein glattes, jugendliches und entspanntes Gesicht ist heute der Schlüssel sowohl zum Erfolg im Berufsleben als auch wenn man »so alt aussehen will, wie man sich fühlt«. (jungbrunnenklinik, Lippenformung)

(5:11) Nase vorn! Mit formschöner Nase zu mehr Erfolg in Beruf und Privatleben. Fokus Gesichtsmittelpunkt: Das menschliche Gesicht, fast immer unverhüllt, ist beim ersten Zusammentreffen zweier Menschen unsere ureigene Visitenkarte und damit in den ersten Sekunden entscheidend über Sympathie oder Antipathie. (dr-jethon, Nasenkorrektur)

In beiden Textauszügen begründen Gesichtsmetaphern (»Schlüssel [...] zum Erfolg« und »ureigene Visitenkarte«) die Bedeutung des Gesichts als Werkzeug bzw. Medium im Zugang zu den sozialen Lebenswelten und damit zum Selbst. Während im ersten Beispiel die mehrdeutige Beschreibung des Gesichts als »glatt«, »jugendlich« und »entspannt« auf die positiven Charakterisierungen als aufnahme- und anpassungsfähig – also als stets »bereit« – verweist, wird dem Gesicht im zweiten Fall eine noch grundsätzlichere Qualität zugeordnet: die des Menschlichen. Im eurozentrischen Anklang wird hier die Sichtbarkeit des »unverhüllten« Gesichts als Bedingung der zwischenmenschlichen Anerkennung und des Erfolgs ausgelegt. Das für andere sichtbare Gesicht beeinflusst demnach den Zugang zur sozialen Umwelt. Von ihm scheint die persönliche Wirkung in beruflichen Situationen entscheidend abzuhängen.

Auch in anderen Diskursfragmenten wird dieser Zwangscharakter des Gesichts hervorgehoben, der sich demnach aus der unmittelbaren visuellen Präsenz ergibt. Weil sich das Gesicht und einzelne Gesichtszüge nicht »verstecken« (5:12) oder mittels Kleidung »bedecken« (5:13) lassen, dynamisiert es soziale Aufmerksamkeitspraktiken und entfaltet so öffentliche Geltungsmacht. Die Handlungen der Gesichtspflege, an die im diskursiven Zusammenhang auch die kosmetische Gesichtschirurgie anschließt, erscheinen für einen übergeordneten repräsentativen Gehalt des Gesichts grundlegend.

(5:12) Das Gesicht lässt sich nicht verstecken. Gerade deshalb sind viele Menschen sehr bedacht ihrem Gesicht eine besondere Pflege zukommen zu lassen. (praxisklinik-taufig, Facelift)

(5:13) Der Alterungsprozess der Augen tritt wegen der zentralen Position besonders deutlich hervor. Augenfältchen, Tränensäcke und erschlaffte Augenlider können nicht

durch Kleidung bedeckt werden und beeinträchtigen das Erscheinungsbild stark. (dg-praec, Augenlidstraffung)

Der voranstehende Auszug (5:13) thematisiert, dass sich das Altern aufgrund der mitigen Stellung der Augen im Gesicht besonders intensiv zeige. Der Text impliziert so, dass Menschen der Gefahr einer öffentlichen Bloßstellung ihres Altersstatus ausgesetzt sind, die dort konkretisiert wird. Dadurch, dass das Gesicht als zwangsläufig enthüllt erzählt wird, kommt ihm im Diskurs eine radikal enthüllende Funktion zu. In der Kommunikation zwischen Selbst und Anderen scheinen die alternden Augen die negativen Konnotationen des Alters offenzulegen – nahezu zu beweisen – und auf den Status der Person zu übertragen.

Korrespondierend zu der kulturellen »Fazialität« (Deleuze/Guattari 2013, S. 195ff.) wird das Gesicht im Diskurs somit als materiale Substanz eines vermeintlich universellen Zeichenregimes entworfen. Darin fallen Ausdruck und Bedeutungsgehalt zusammen. Weil es permanent sichtbar ist, ist es auch stets lesbar. Im nachfolgenden Materialauszug funktioniert das Gesicht dementsprechend als Zeichen, Einschreibfläche und Medium zugleich.

(5:14) Kein Körperteil steht so im Mittelpunkt des Lebens wie das Gesicht. Die Spuren des Alterns sind nirgendwo so sichtbar wie im Gesicht. Hier spiegeln sich die menschliche Lebenserfahrung, der persönliche Charakter und gelebtes Leben wider. (dr-omran, Gesichtschirurgie)

Auch in diesem Text wird die exponierte Stellung des Gesichts gegenüber anderen Körperteilen hervorgehoben. Es scheint als Ausdruckssubstanz für die globale Lesbarkeit der Person und damit ihres Alters zentral. Neben der charakterologischen Eigenschaft fungiert das Gesicht demnach als Archiv, in dem die abstrakten Dimensionen »Lebenserfahrung« und »gelebtes Leben« angehäuft und gespeichert werden.

Diesem diskursiven Modell nach bedeutet jede Falte und jede Markierung etwas, sie reflektieren Begebenheiten und Ereignisse aus dem angesammelten Lebensgesamt. Das Gesicht erscheint als »library, a precious collection that is added to by each minute of life« (Jones 2012, S. 202). Es porträtiert die Persönlichkeitszüge dazu gewissermaßen im Rahmen einer Aufzeichnungstechnik, mit der Vergangenes präsent bleibt. Als »surface on which events are written, which shows the marks of time« (Featherstone 2010, S. 204; Herv. i.O.) erinnert das Gesicht der diskursiven Logik zufolge zudem an die vergangenen Lebensereignisse. Aus der Anwesenheit der lebensgeschichtlichen Bezüge im Gesicht ergibt sich so die soziale Verortbarkeit von Personen auf einer chronologischen Zeitschiene. Das Körperteil gibt das bereits abgelaufene Leben und somit implizit auch die Lebenserwartung und -fähigkeit zu erkennen.

Dass das Altern vornehmlich im Gesicht stattfindet, hängt im Diskursmuster neben der exponierten Stellung im körperlichen Gefüge insofern mit einer übergeordneten semiotischen Kodierung zusammen. So wird das Gesichtsalter erst im Zuge der Bezeichnungen »Spuren« (5:14) oder »Zeichen« (5:16) manifest und in der Verknüpfung mit den Phrasen »Abbild der Seele« (5:15) oder »Spiegel der Seele« (5:16) als ein durch visuelle Prinzipien strukturiertes Phänomen beschrieben.

In den Diskursfragmenten begründet die Spiegelreferenz entsprechend regelmäßig den Zugang zur Personenessenz: Augen, Nase oder das Gesichtsgesamt werden zur durchlässigen Oberfläche, die das Innere unmittelbar zu erkennen gibt. Das Gesicht stellt dabei auch losgelöst vom Körper einen Text aus bedeutungsvollen Linien und Formen – eine lesbare Karte zur Person – dar. Wie in den nachstehenden Auszügen bringt das diskursive Konzept der »Seele« als historisierende Bezeichnung, die im Allgemeinwissen etwa als »metaphysisches Prinzip des Lebens und der Ganzheit« (Brockhaus 2019) definiert wird, immaterielle Bezüge zum Individuum im Gesicht zusammen.

(5:15) »Das Gesicht ist ein Abbild der Seele.« – dies schrieb schon Cicero im Jahr 60 vor Christus. In der Tat lassen sich im Gesicht Gemütszustände bzw. seelische Zustände des Menschen gut ablesen. So können zum Beispiel Traurigkeit, Freude, Erschöpfung und Trauer eines Menschen in dessen Gesicht abgelesen werden. (kasg, Gesichtschirurgie; Herv. i.O.)

(5:16) Augen sind der Spiegel der Seele: Blicke können verzaubern, verführen, entwandern. Das Leuchten in den Augen ist das schönste Zeichen für Tatkraft und Entschlossenheit. Leider können wir auch Alterserscheinungen oft zuerst an den Augen ablesen: Falten, Schlupflider und Tränensacke lassen einen – oft völlig unbegründet – müde und abgespant wirken. (schoenheitschirurgie-rhein-neckar, Gesichtschirurgie).

In den Auszügen legt das wiederkehrende Verb »ablesen« die sprachliche Verfasstheit des Gesichts nahe, die es in Anbindung an den Personenkern (»Seele«) erlaubt, auch Rückschlüsse über das Alter sowie den affektiven Status von Personen zu ziehen. Aus der semiotischen Qualität des Gesichts lassen sich, wie etwa im voranstehenden Auszug (5:16) dargestellt wird, polarisierende Positionierungen ableiten. Die prognostizierte Allmacht der Augen sowie damit verknüpfte Assoziationen mit »Tatkraft und Entschlossenheit« werden dort negativ-kodierten Erscheinungsweisen (»Falten, Schlupflider und Tränensäcke«) gegenübergestellt. Dementsprechend wird nahegelegt, dass der Lebendigkeitsstatus der Person oder ihr Aktivismus über ein lexikalisches Wissen zugänglich seien. Die populäre Annahme, dass sich im Gesicht bzw. in den Augen ein dahinterliegendes, lesbare Persönlichkeitskonzept wiederfindet, wird auf diese Weise im Text mit einer interpretativen Diagnostik zum Alter verschränkt.

Das Gesicht und einzelne Gesichtszüge werden hieran anknüpfend in der diskursiven Textorganisation der Verfahrensbeschreibungen immer wieder mit weiteren Verben aus dem semantischen Spektrum der Kommunikation als ein sprachliches Ensemble beschrieben. Dieses »vermittelt« (5:17), »erzählt« (5:18) oder »verrät« (5:19) auf aktivistische Weise spezifische Inhalte zur Person – und zwar unabhängig von ihrer kommunikativen Intention.

(5:17) Frische und Vitalität im Ausdruck werden wesentlich durch unsere Augen vermittelt. Wenn sich Fältchen, Schlupflider oder Tränensacke einschleichen, kann das Gesicht müde, erschlaft und alt wirken und Vitalität vermissen lassen. (meyer-gattermann, Lidstraffung)

(5:18) Es ist wirklich nicht fair: Sie fühlen sich voller Energie und Tatendrang, doch Ihre Augenpartie erzählt eine andere Geschichte. (ethianum, Lidstraffung)

(5:19) Das Gesicht birgt viele Geheimnisse, unter anderem das wahre Alter. Ein reiferes Antlitz hat viel erlebt und sein Aussehen kann einiges über einen Menschen verraten. (koe-klinik, Facelift)

Dem Duktus der Texte nach, greift das Gesicht in den öffentlichen Deutungsgehalt zu Personen und damit potenziell in die Gestaltung ihrer sozialen Beziehungen ein. Indem es soziale Informationen verbalisiert, die von den Altersidealen sowie dem positiven leiblichen Erleben abweichen (›vermissen lässt‹, ›andere Geschichte erzählt‹, ›Geheimnisse verrät‹), unterwirft es den Subjektstatus den selbsttätig kommunizierten Inhalten. Da wie in den obigen Beispielen häufig keine Adressat_innen bzw. Empfänger_innen der Gesichtsbotschaften benannt werden, scheint die Bedeutungs- und Wahrheitsproduktion auf eine allgemeine Öffentlichkeit bezogen zu sein. Diese wird demzufolge auch ungewollt über den sozialen Status von Menschen informiert.

Wie die Analyse der kosmetisch-chirurgischen Verfahrensbeschreibungen verdeutlicht, unterliegt das materiale Gesicht zusammengenommen einer semiotischen Grammatik. Es ist auf diese Weise an ein zeichensprachliches Wissen zur Alterseinstufung von Menschen angebunden. Auszug (5:20) zufolge transportiert das Gesicht sowohl grundsätzliche als darüber hinaus auch situationsbezogene Informationen zur Person. Auch in diesem Fall wird es als eine Art Bibliothek beschrieben, die in der Zielperspektive des angebotenen Verfahrens in ihrer archivierenden Funktion begrenzt werden soll.

(5:20) Im Gesicht spiegelt sich oft die Seele wider. Ihre Lebendigkeit und Mimik sind getragen durch viele Alltagssituationen, die mit Freude, aber auch Sorgen und Stress zusammenhängen können. Während Lachfalten sympathisch wirken, graben sich andere Gesichtslinien tief ein und lassen einen verhärteten und müden Eindruck entstehen. Die Zeichen der Zeit verewigen sich jedoch nicht nur im Gesicht. Auch Hals und Dekolleté sind betroffen und bedürfen besonderer Beachtung. (koe-klinik, Faltenbehandlung)

Der Text weist dem Gesicht über die darin identifizierten Gestaltelemente (›Lachfalten‹, ›Gesichtslinien‹) kommunikative Bedeutungen zu, die potenziell auf den Verlauf sozialer Interaktionen Einfluss nehmen (›wirken‹ bzw. ›Eindruck entstehen [lassen]‹). Grundlegend für die Annahme scheint hier, dass das Gesicht als so angehäuftes Ergebnis der mimischen Affektproduktion zu verstehen ist. Diese geht demnach mit einer zwangsläufigen Zeichenproduktion einher. In dem Sinne entziehen sich die Gesichtszüge der Kontrolle durch die Gesichtstragenden und entgleisen förmlich (›graben sich [...] tief ein‹). Dabei sind die unterschiedlichen Affektzeichen, die sich als Alltagsmaterialisationen ergeben, laut der Beschreibung zwischen ›Freude‹ und ›Sorge‹ bzw. ›Stress‹ klar aufgeteilt. Die Adjektive ›verhärtet‹ und ›müde‹ weisen dem Gesicht insofern eine sozial dysfunktionale Qualität zu. Nur wer als ›glücklich‹, ›wach‹ und ›sorgenfrei‹ gelesen wird, ist dem Text zufolge affektiv anschluss- und somit beziehungs-fähig (›sympathisch‹).

Der im Diskurs der kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikationen zentral gesetzte Kode ›Lebendigkeit‹ (auch: ›Vitalität‹) spannt in dieser Hinsicht den Personenstatus als ein »Weltverhältnis« (Rosa et al. 2015, online) auf, das im Gesicht verortet wird. Als Chiffre für die existenzielle Zugehörigkeit zur menschlichen Spezies steht das ›lebendige Gesicht‹ immanent dem sozialen Tod der Person gegenüber. So lässt sich – wie der Soziologe Hartmut Rosa (ebd.) ausführt – ›Lebendigkeit‹ als Gegenbegriff zur Beziehungslosigkeit verstehen:

»Um zu verstehen, was Lebendigkeit bedeutet, ist es hilfreich, sich die Gegenbegriffe vor Augen zu führen. *Das Steinerne und das Mechanische. Das Tote, Verknöcherte, Erstarrte, Verdinglichte*. Lebendigkeit ist eine Beziehungsform, eine Art und Weise, auf die Welt, auf die Menschen und Dinge bezogen, mit ihnen in Kontakt zu sein. Lebendigkeit ist ein Austauschverhältnis.« (ebd.; Herv. i.O.)

Die in den Verfahrensbeschreibungen hergeleiteten affektiven Gesichtsdifferenzen stellen sich hieran angelehnt als Ausdruck der Isolation und Entfremdung von sich selbst und Anderen dar. Sie deuten mit Rahel Jaeggi (2016) gesprochen eine »Beziehung der Beziehungslosigkeit« (ebd., S. 44) zwischen Subjekt und sozialer Umgebung an. Die auf Textebene als müde, traurig und alt markierten Gesichtszüge assoziieren in der argumentativen Vermischung situativer Affekte und charakterologischer Lesarten dementsprechend ein mangelndes soziales Antwortverhältnis. Der lebendige Gesichtsausdruck ist im Diskurs insofern weniger als ein einfaches Ergebnis subjektiver Regungen kodiert, er benennt ein darüberhinausgehendes Verhältnis von existenziellen (psycho-)sozialen Anforderungen und Aneignungsfähigkeiten.

Das Gesicht der (sozialen) Spiegelungen

Ein hier anknüpfendes Bild, mit der die Gesichtsdifferenz wiederkehrend als psychologische Relation zwischen Körper und Selbst beschrieben wird, bezieht sich auf den Spiegelblick. In diesem Argumentstrang werden nicht wie etwa in den obigen Diskursfragmenten das Gesicht oder einzelne Gesichtszüge selbst als Spiegel der Person geschildert, der innere Essenzen wiedergibt. Vielmehr führt die Spiegelerzählung einen Gegenstand für alltägliche Körper(pflege)praktiken auf, der den objektiven Körper mit der subjektiven Selbstwahrnehmung zusammenführt. Die dem Gesicht durch das Spiegelbild zugewiesene Bedeutung ergibt sich darin als Moment einer unmittelbaren Körper/Selbst-Offenbarung. In der nachstehenden Beschreibung wird dieses Ereignis als Zeitpunkt (›Tag‹) gekennzeichnet, an dem der »Alterungsprozess« als Materialisation im Gesicht qua Spiegelbetrachtung bemerkt wird.

(5:21) Einige der sichtbarsten Zeichen des Alterungsprozesses erscheinen im Gesicht. Obwohl diese Veränderungen allmählich vor sich gehen, kann der Tag kommen, an dem Sie in den Spiegel schauen und feststellen, dass Ihr Gesicht die Spuren der Zeit zeigt. Die Motivationen für eine Gesichtsstraffung sind vielfältig, oft fühlt man sich im Inneren viel jünger und man hat den Wunsch wieder frischer und erholter auszusehen. (lanuwa, Facelift)

Wie in diesem Beispiel knüpfen die diskursiven Verweise auf die eigene Altersdiagnose an die kulturell verbreitete Erzählung an, wonach Menschen sich »im Inneren viel

jünger« fühlen würden, als dies ihr äußerliches Bild im Spiegel anzeigt. Im Diskurs wird der alters-markierte Körper damit als reflexiver Bewusstseinsmoment darüber aufgeführt, dass man sich fremd und nicht selbstbestimmt ist. Diese Formel stellt nach Kathleen Woodward (2006, S. 168f.) ein grundlegendes Narrativ der kulturellen Alterspejorisation dar, die damit gewissermaßen als Privatsituation vor dem Spiegel kodiert ist. Die wiedererzählte Selbst-Fremd-Wahrnehmung des Körpers bezieht sich auf der Ebene des Sprechaktes jedoch ausnahmslos auf das, was durch die Linse der Konformität zum hegemonialen Körperideal sichtbar wird, nämlich die Bevorzugung des Jungen gegenüber dem Alten (vgl. Schwaiger 2006). In diesem Sinne spiegelt der Blick den antizipierten Blick der normativen Öffentlichkeit.

Das Spiegelnarrativ – so Lynne Segal (2014, S. 100f.) – transportiert zudem narzisstische Bezüge. Die Betrachtende betrauert sich darin als verlorenes Liebesobjekt in Relation zu dem, was sie war oder hätte sein können. In dieser, so im Diskurs wiedererzählten, Psychologie des Alterns bleibt das Selbst zeitlos und gleich, lediglich der Körper verändert sich und wird nostalgisch. Der Körper, wie er dem Selbst im Rahmen des Spiegelblicks erscheint, ist dementsprechend über einen Objektivierungscharakter gekennzeichnet. Dieser ergibt sich auf der Ebene der kosmetisch-chirurgischen Argumentation aus der Externalisierung des Körperbildes vom Subjekt sowie der damit verknüpften Isolation von der sozialen Umwelt. Die diskursive Spiegelerzählung produziert der Lesart folgend das Gesicht als zeitlich markiertes und stets abweichendes Ding, demgegenüber Subjektivität als Kontrollstrategie erscheint.

Im nachfolgenden Auszug wird der Wahrheitsgehalt, der sich aus dem »Spiegelbild« ableiten lässt, als potenziell hinterlistig (»gemein«) porträtiert. Während das subjektive Begehren von Menschen, jünger auszusehen, daran anknüpfend als Märchen kodiert ist (personifizierter Spiegel, »Fee«, »Zauber«), erscheint das kosmetisch-chirurgische Angebot in Relation dazu als realistische Handlungsstrategie.

(5:22) Das Spiegelbild kann gemein sein. Die Spuren eines Lebens graben sich ein, und wenn eine Fee käme, würden so manche Frau und mancher Mann sich wünschen, Gesicht und Hals sähen zehn Jahre jünger aus. Diesen Zauber gibt es leider nicht. (ethianum, Facelift)

In der Quintessenz der Spiegelerzählung erscheint das Selbstbild zum eigenen Alter verzerrt. Der dahinterstehende Dualismus aus Körper und Geist wird demzufolge durch den Wert des Körpers als »alt« aus dem Einklang gebracht. Die sich daraus ergebende Differenz lässt sich entsprechend auf die (moderne) Figur des souveränen Subjekts und dessen Gefährdung beziehen. Denn folgt man den Diskursauszügen, wird der abstrakte Bezug »Leben« als Verlaufsdimension im Gesicht materialisiert. Die alters- und affektbezogenen Markierungen geben somit nicht nur die verstrichene Zeit von Personen zu erkennen, sie visualisieren darüber hinaus das *Wie* der Lebensführung (vgl. Kap. 5.3). Die Personen hinter dem Gesicht werden in der Spiegelerzählung insofern als (fremdbestimmte) Entscheidungsträger_innen entworfen.

Dies zeigt sich auch im Zusammenhang mit einem weiteren Argumentationsstrang in der diskursiven Textur zu den kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikationen. Dass Lippen, Nase, Augen und Gesicht unabhängig vom Selbstkonzept der gesichtstragenden Person etwas kommunizieren, wird darin regelmäßig anhand der Reaktionen

von sozialen Anderen hergeleitet. Die Diskursfiguren sind demnach nicht nur zwangsläufig über das Gesicht zu entziffern, das Körperteil wird darüber hinaus zum Handlungsanlass und ist so in soziale Interaktionen involviert. Dementsprechend werden in den folgenden Textauszügen Personen auf die durch das Gesicht vermittelten Inhalte »angesprochen«.

(5:23) Sehr schnell erscheint der Blick müde und trüb und die Gesichtsharmonie wird empfindlich gestört. Das Spiegelbild entspricht nicht mehr dem subjektiven Alters- und Lebensgefühl. Zunehmend häufiger werden die Betroffenen auf Müdigkeit oder sogar Erkrankung angesprochen. (dr-garcia, Augenlidstraffung)

(5:24) So fühlen sie sich unwohl beim Blick in den Spiegel oder werden zum Beispiel in der Arbeit häufiger auf ihren müden Gesichtsausdruck angesprochen, obwohl sich die betreffende Person fit und leistungsfähig fühlt. (kasg, Facelift)

Während die Spiegelmetapher eine psychologische Rahmung am Verhältnis von Körper und Selbst aufführt, aus welcher der gealterte Körper als Uneigentliches hervorgeht, wird mit den Gesprächssituationen die Selbstprojektion in der sozialen Umgebung thematisiert. Indem eine fehlgeleitete Körperdeutung durch Dritte zur Sprache gebracht wird, scheint die Anerkennung des Personenstatus im Austausch- und Antwortverhältnis gefährdet. So konnotiert die negative Aufmerksamkeit durch Andere Peinlichkeit und mögliche Nachteile in der Arbeitswelt. Des Weiteren wird mit dem Sprechakt ein grundlegendes Missverhältnis im Zugang zu sozialem Leben konkretisiert. Der »müde Gesichtsausdruck« (5:24) verfehlt das kongruente Selbstbild und damit die selbstbestimmte Stellung des Subjekts zur Welt zugleich.

Dass die in den Texten aufgeführten Gesichtsdifferenzen als Facette von Alltagserfahrung beschrieben werden, verdeutlicht sich an der regelmäßigen Nennung weiterer sozialer Akteur_innen aus dem sozialen Umfeld. Im Argument wird die Erscheinung des Gesichts damit wiederkehrend als Problem der sozialen Reziprozität aufgespannt. Das *Passing* als nicht weiter bemerkenswert wird erst in der sozialen Interaktion durch die selbstläufig an »Freunde und Bekannte« (5:25) bzw. »Außenstehende« (5:26) übertragenen »Eindrücke« verunmöglicht. Die in den untenstehenden Texten benannten Akteur_innen spiegeln in dieser Hinsicht die Verbindung von Selbst und Anderen.

(5:25) Die Patienten beklagen einen müden und abgespannten Gesichtsausdruck, sie werden von Freunden und Bekannten darauf angesprochen. Es besteht eine Diskrepanz zwischen ihrem wirklichen Befinden und dem Eindruck, den sie vermitteln. (plastische-chirurgie, Augenlidstraffung)

(5:26) Sie sehen müde aus, dabei fühlen Sie sich fit? Die Gründe dafür sind vielfach Schlupflider, die durch überschüssige Haut oder kleinere Fettdepots eine Schwere auf den Oberlidern empfinden lassen und dem Außenstehenden oft einen erschöpften Eindruck vermitteln. Auch so genannte Tränensäcke können im Unterlidbereich einen schläfrigen und traurigen Anschein geben, der häufig nicht gewünscht ist. (koe-klinik, Augenlidstraffung)

Den obigen Ausschnitten zufolge sind die Ausdrucksqualitäten des Gesichts auf die Kapazität davon bezogen, was das Gesicht in den sozialen Beziehungen bewirken kann. Das als »müde«, »abgespannt«, »erschöpft«, »schläfrig« oder »traurig« beschriebene Gesicht ist insofern asozial, als dass es den interaktiven Situationsverlauf nicht im Sinne der Gesichtstragenden mitentscheidet. In der Abweichung von dem »wirklichen Empfinden« (5:25) bringen die Körperformen dem Diskursmuster folgend soziale Begegnungen hervor, die auf eine semantische Positionalität des Körpers bezogen sind: Das Gesicht stellt demnach ein Statement dar, das andauernd deklariert, wie die Person sich fühlt. Dabei nimmt etwa der als erschöpft gelesene Ausdruck eine relationale Qualifizierung vor, die unmittelbar und *in situ* für bestimmte Handlungen anschlussfähig ist und andere ausschließt.

So wird im folgenden Auszug die selbstläufige Kommunikation durch das Gesicht einer personifizierten Akteurin (»Manuela P.«) als Gesprächsanlass zwischen Mutter und Sohn beschrieben.

(5:27) Manuela P. erschrickt: Ihr Sohn hat gerade gefragt, ob Mama böse auf ihn sei. Sie schaut in den Spiegel. Tatsächlich wirkt ihr Gesicht angestrengt und verkniffen. Die Furchen in ihrer Stirn und die Zornesfalte zwischen den Augenbrauen sind schuld – ein Fall für ein Stirnlifting oder eher für die Faltenbehandlung per Injektion? (ethianum, Stirnlifting)

In der hier erzählten Gesprächssituation scheint die affektbezogene Wirkung des Gesichts in der kindlichen Lesart als »böse« auf die Mutter-Kind-Beziehung Einfluss zu nehmen. Die konkrete Gesichtserscheinung stellt demnach eine dysfunktionale Komponente des sozialen Austausches dar. Die Assoziation der unmittelbaren Ehrlichkeit von Kindern verstärkt in dieser Hinsicht den reflexiven Wahrheitsmoment vor dem Spiegel. Der entfremdete Gesichtsausdruck (»angestrengt«, »verkniffen«) bedroht erzähllogisch die Intimität der beschriebenen Konstellation. Die dazu benannten Eigenschaften verhalten sich darüber hinaus zu der hegemonialen Konzeption von Mutterschaft und den damit verknüpften Anforderungen an reproduktive Arbeit. In dieser stellt das weibliche Gesicht mit dem Ausdruck von Mühelosigkeit und positiver Affektivität eine Handlungsressource für Andere dar.

Rachel Alsop und Kathleen Lennon (2018) machen in diesem Zusammenhang auf die expressive Facette im Ergebnis der kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikationen aufmerksam. Nicht nur die Körper/Selbst-Relation, wie sie die diskursiven Spiegelverweise herleiten, wird ihnen zufolge im potenziellen Effekt der Verfahren anvisiert. Zentral für die kosmetisch-chirurgische Körperbearbeitung und daran anschließende Deutungsmuster seien zudem die zwischenmenschlichen bzw. zwischenkörperlichen Begegnungen. Diese sind ihnen zufolge im Wesentlichen durch die kulturellen Bedeutungskonzepte zur anatomisch-expressiven Gestalt des Körpers vermittelt. Erst innerhalb der sozialen Austauschbeziehungen wird der Körper demnach als lesbare Fläche handlungswirksam und somit zum Ankerpunkt der positionalen Anerkennung von Personen. Sie führen hierzu aus:

»It is because our relations with others are mediated by the social imaginaries relating to the particular bodily shapes that are immediately experienced, that individual de-

cisions to change these shapes can seem not only comprehensible but also rational in the context of an inter-corporeality in which our bodily features are experienced also by ourselves as laying out certain possibilities.« (ebd., S. 106)

Die im Diskurs aufgerufenen Qualitäten des Gesichtsausdrucks zielen hieran angelehnt über die psychosoziale Selbstbeobachtung hinaus auf die sozialen Handlungskapazitäten und Interaktionsverläufe ab, in denen der Ausdrucksgehalt am Gesicht für Andere einsichtig erscheint und entsprechend erfahrbar wird.

Mit Blick auf diese Überlegungen lässt sich festhalten, dass die kosmetisch-chirurgischen Motivationsbeschreibungen das andauernde Wechselverhältnis zwischen der körperlichen Informationsvermittlung und der eigenen Verortung im sozialen Raum adressieren. Das Gesicht wird als »reflecting and reflected unity« (Deleuze 1986, S. 87; zit.n. Hansen 2003, S. 211) entworfen, also als Resonanzverhältnis, in dem Wahrnehmungen (Eindrücke) zugleich als bedeutsame Handlungen (Ausdrücke) hervorgebracht werden: »To receive is to act. To receive an impression is to make an impression.« (Ahmed 2010, S. 40)

Das Gesicht des guten Lebens

Die Motivationsbeschreibungen führen eine affektive Kodierung im Zugang zur Welt auf, für die der Körper gewissermaßen die Lebensform darstellt. Denn folgt man der diskursiven Logik, wird die physische Veränderung auch durch eine affektive Veränderung vollzogen. Die im Diskurs angeführten Affekte fungieren in dieser Hinsicht argumentativ als Brücke zum Subjekt und ihrer Stellung zur Welt, für die das Gesicht bzw. das Gesichtsfleisch den materialen Kontext darstellt. Wie mit der Analyse der vorangestellten Diskursfragmente deutlich wurde, stellt ›Freude‹, die über den Ausdruck des Lachens angezeigt werden kann, die bevorzugte Qualität der affektiven Ordnung dar.

(5:28) Gewinnendes Lächeln, leuchtende Augen, ein strahlendes Gesicht – Lebensfreude pur! Aber das Leben hinterlässt Spuren im Gesicht – und leider nicht nur Lachfalten. Mit kleinen Eingriffen können wir Ihnen den Wunsch nach einem jugendlich frischen Ausdruck erfüllen. (schoenheitschirurgie-rhein-neckar, Facelift)

Der obige Auszug knüpft an die Vorstellung an, das Leben in seiner Gänze auskosten zu können, was sich in der Phrase »Lebensfreude pur!« verdichtet. Indem das Lebendige thematisch mit dem Affektiven im Gesicht verwoben wird, erscheint es als verfügbare und akkumulierte Beziehungsform. So wird an den Elementen »[g]ewinnendes Lächeln, leuchtende Augen, ein strahlendes Gesicht« ein atmosphärischer Bezug zur sozialen Umgebung deutlich. Der Gesichtsausdruck stellt demnach das Material zur gelingenden Beziehungsgestaltung bereit.

Die im Text durch die Gesichtsbildung bebilderte Qualität der »Lebensfreude« impliziert zudem, dass das Verfahren zu einem körperlichen Ausdruck des Glückselig-Seins befähigt. Das atmosphärische – ›lächelnde‹, ›leuchtende‹ und ›strahlende‹ – Gesicht wird genauer als Referent einer »sociable happiness« (Ahmed 2010, S. 38ff.) positioniert, welche die Grundlage der affektiven Gemeinschaft ausmacht. Diese basiert nach Sara Ahmed (2010) auf einer konditionalen Verbindung von Menschen in der Ein-

stellung zu dem ›guten‹ und ›richtigen‹ Leben. Damit ist die Idee verknüpft, dass Affekte sozialräumlich transitiv wirksam sind. Indem soziale Andere von dem eigenen affektiven Ausdruck potenziell affiziert (beeindruckt) werden – und umgekehrt, steigt das ›gute Gefühl‹ zur normativen Anforderung auf, selbst im Sinne der Gemeinschaft glücklich zu erscheinen.

Das Angebot zur kosmetisch-chirurgischen Gestaltung des Gesichts legt in dieser Hinsicht eine affektive Ausrichtung auf gemeinschaftliche Werte des Guten und Richtigen nahe. Der Gesichtsausdruck wird dementsprechend als Ausdruck bestimmter Entscheidungen entworfen, die retrospektiv auf eine praktische Logik des Glücklich-Seins verweisen: ›The good life is the life that is lived in the right way, by doing the right things, over and over again.« (Ahmed 2010, S. 36) Die wiederholten Akte des Lächelns, die dieser Idee entsprechend etwa in ›Lachfalten‹ münden, materialisieren das Gesicht folglich im Sinne der gleichbleibenden Ausrichtung auf das gute Leben.

Während der mimische Ausdruck des Lächelns in dieser Ideologie auch in habitualisierter Form erwünscht scheint, begründen andere, im obenstehenden Beispiel (5:28) nicht weiter benannte, Materialisationen des Lebendigen das kosmetisch-chirurgische Problem. Die Passivität, unter der ›das Leben‹ den Motivationsbeschreibungen nach ›Spuren hinterlässt‹ (5:28) oder sich in das Gesicht ›eingräbt‹ (5:20; 5:22), rückt die Person dabei in die Nähe der sozialen Isolation. Wie in dem nachfolgenden Auszug, signalisiert das als ›traurig‹, ›müde‹ oder ›abgespannt‹ gelesene Gesicht dem diskursiven Argument folgend ein Desinteresse an der sozialen Umwelt. Im interaktiven Austausch ist das Gesicht von Verlust gekennzeichnet. Demnach residieren ›Unglück‹ oder ›Lustlosigkeit‹ im problematisierten Gesicht.

(5:29) Die Augen verraten viel über das Wohlbefinden einer Person. An ihnen lassen sich Gefühle wie Freude oder Trauer förmlich ablesen. Faltige oder hängende Augenlider wirken müde und vermitteln den Eindruck von Abgespanntheit, auch wenn dies nicht dem tatsächlichen Befinden entspricht. Patienten mit Schlupflidern, Tränensäcken oder faltiger Augenpartie klagen daher häufig darüber, einen unglücklichen und lustlosen Eindruck zu hinterlassen. (dgaepc, Augenlidplastik)

Auch in diesem Beispiel wird die Abweichung zwischen einem eigentlichen Körpergefühl (›Wohlbefinden‹, ›tatsächlichem Befinden‹) und der durch die Körperform vermittelten, öffentlichen Deutungsperspektive zentral gesetzt. Mit den personenbezogenen Informationen, die von den faltigen oder hängenden Augenformen sowie den benannten ›Schlupflidern‹ und ›Tränensäcken‹ getragen sind, erfolgt auch die affektive Positionierung. Die Beschreibung deutet damit einen semantischen Gesichtspessimismus aus Alter, Erschöpfung und geschwollenen Tränendrüsen an. Das materiale Versagen, glücklich zu erscheinen, veräußerlicht demnach den Rückzug aus dem normativ geteilten Werthorizont. Das kosmetisch-chirurgische Gesicht markiert korrespondierend dazu den Ort eines zukunftsbezogenen ›Glücksversprechens‹ (Ahmed 2010).

Der Diskurs spielt damit auf eine utilitaristische Definition von Glück im Sinne der relativen Wertmaximierung einer Gemeinschaft an, die im historischen Legitimationskomplex der kosmetischen Chirurgie angelegt ist (vgl. Gilman 1999, S. 17). Die Vorstellung geht nach Sander Gilman (ebd.) auf aufklärerische Ideale der Autonomie zurück, wonach es als erstrebenswert gilt, sich durch schier selbstbestimmte Handlung

gen glücklich machen und damit das Unglück der eigenen Klassenzugehörigkeit überwinden zu können. Im arbeitsteiligen Arrangement können demzufolge die gelungene Lebensführung und ein ausgeglichener Zustand als Gemeingut gewährleistet werden: »[S]ome people have to work to give others the time to pursue the good life, the time, as it were, to flourish.« (Ahmed 2010, S. 13) Hieran angelehnt ist der Status des zivilen Individuums auf die tätige Umsetzung des Gewöhnlichen bezogen: Nur wer sich an dem bereits Habitualisierten orientiert, zivilisiert sich zum Glück und wird damit wie die anderen (vgl. Gilman 1999, S. 330). Die Entwicklung der richtigen Gewohnheiten ist zwangsläufig als Ausrichtung auf die Normen, Werte und Praktiken der allgemeinen Ordnung bezogen. Und auch der Anspruch auf das Glückliche erscheint in dieser Perspektive als Ansammlung an Handlungen, die in relationaler Nähe zum Allgemeingut stehen.

Das ›freudfähige‹ Gesicht lässt sich daran angelehnt als ›privilegiertes‹ Gesicht beschreiben, das die Freiheit von den Arbeitszwängen verkörpert. Sara Ahmed (2010) geht davon aus, dass insbesondere untergeordnete soziale Gruppierungen einer widersprüchlichen Verpflichtung unterstehen, stets ›glücklich‹ zu erscheinen.²² Die Affektproduktion durch kosmetische Chirurgie erscheint im Diskurs jedoch auch losgelöst von ebenjenen arbeits- und produktionsökonomischen Strukturen, für die das Glücksversprechen generativ sind.

Eine Erklärung liegt darin, dass – wie die Soziologin Greta Wagner (2015b, S. 8) ausführte – der Einsatz der subjektiven Ressourcen in den flexibilisierten Erwerbsarbeitsstrukturen zunehmend ein allgemeines Erfordernis darstellt. Dazu gehöre es, Emotionen zu steuern, Emotionalität aber auch zeigen zu können. Diese umfasse ein spezifisches Spektrum an emotiven Zuständen: Begeisterung, Enthusiasmus und eine motivationserzeugende Ausstrahlung. Die Ausweitung von Wettbewerben zur allgemeinen Sozialform fordere zudem den »Modus der Ressourcenkalkulation« (Neckel/Wagner 2014, S. 539) der Einzelnen heraus. Die Anpassungsfähigkeit an immer neue Umgebungen trotz undurchsichtiger Umstände und die Neutralisation von negativen Affekten werden hierbei zur Bedingung der eigenen affektiven Arbeit²³ (vgl. Wagner 2015b, S. 13):

»Das gelassene Annehmen und Herbeiführen ständigen Wandels, Vertrauen in große Netzwerke, das Anpassen eigener Ziele und Wünsche an immer neue Gegebenheiten und der Glaube an das eigene unerschöpfliche Potential sind Schlüsselkompetenzen im flexiblen Netzwerkkapitalismus und buddhistische Praktiken wie Achtsamkeits-

22 Dies ruft eine affektive Ordnung auf, die nach Ahmed (2010, S. 41f.) auf Figuren und Konstellationen basiert, die von der Norm des Glücklich-Seins selbst affektiv betroffen sind. Neben »affect aliens«, das heißt Personen, die durch das eigene Affiziert-Sein befremdet sind, beschreibt sie »feminist killjoys«, »unhappy queers« und »melancholic migrants« dafür als paradigmatisch.

23 Die Tendenz, dass sich Subjektivierungsprozesse und Biomacht (Foucault 1983) im gegenwärtigen neoliberalen Kapitalismus in bestimmten Typen der immateriellen Arbeit verbinden, führt Hardt (1999) auf die Professionalisierung »der emotionalen und körperlichen Fürsorge, der zwischenmenschlichen Kommunikation und der Beziehungspflege« (Prinz 2017, S. 359) zurück. Demnach wurden die im fordistischen Disziplinarmodell der Hausfrau zugewiesenen Tätigkeiten und Sphären auf Basis feministischer Kritik an der patriarchalen Arbeitsteilung erfolgreich in die neoliberale Ideologie eingebunden.

übungen bieten Ressourcen und Coping-Strategien ebenso wie ein metaphysisches Sinnangebot für diese soziale Ordnung.« (Ebd.)

Die versprochene Materialisation eines entspannten und freudfähigen Gesichts durch das kosmetisch-chirurgische Angebot lässt sich in dieser Lesart an die genannten Coping-Strategien anschließen. Während die Charakterisierungen des Gesichts vor der Modifikation – in der formelhaften Kookkurrenz der Adjektive ›alt‹, ›müde‹ und ›traurig‹ – die physische wie affektive Ausschöpfung von Kapazitäten assoziieren, legen die vorgeblich mit der Gesichtsmodifikation hergestellten Qualitäten wie ›erholt‹, ›dynamisch‹ und ›offen‹ die Erreichbarkeit der Person sowie ihre Einsatzfähigkeit nahe. Die positiven Gesichtsbezüge fügen sich so in idealisierte Werte wie Liquidität, Flexibilität und das Paradigma der selbstproduzierten Neuerfindung ein (vgl. Jones 2012, S. 193).

Hieran angelehnt dokumentiert sich in den problematisierten Gesichtern ein Differenzbezug zu einer Sozialordnung, »die Leiden dadurch produziert, dass sie die Individuen in die permanente Sorge um ihre eigene Leistungsfähigkeit zwingt« (Neckel/Wagner 2014, S. 537). Die immanente Kopplung von positiven Gefühlen, Motivation und Leistungsbereitschaft wird im Diskurs mit dem Motiv der sozialen Lesart der Körperformen zusammengeführt. Sich wohlfühlen und authentisch sein, können demnach Personen, deren Gesichtskapazität dies auch anzeigen kann. Damit ist die diskursive Annahme verwoben, dass durch positive Gefühle Energie bereitgestellt wird. Im nachfolgenden Auszug werden etwa die Dimensionen »Lebensfreude«, »positive Ausstrahlung« und »Leistungsfähigkeit« miteinander in Verbindung gebracht, indem sie als soziomateriale Informationswerte beschrieben werden.

(5:30) Die Augen als »Spiegel der Seele« zeigen der Umwelt am deutlichsten, wie man sich fühlt. Strahlende, wache Augen werden mit Lebensfreude und positiver Ausstrahlung in Zusammenhang gebracht. Die Haut der Augenlider ist die dünnste Haut am gesamten Körper. Die Folgen der natürlichen Hautalterung, aber auch von Herz-, Nieren- oder Schilddrüsenerkrankungen, lassen sich hier zuerst ablesen. Falten, Schlupflider und Tränensäcke hinterlassen den Eindruck von Müdigkeit und Kraftlosigkeit; einem solchen Menschen erkennt man z.T. unbewusst die Leistungsfähigkeit aber auch die Lebensfreude ab. (berkei, Augenlidstraffung)

Im Text wird thematisiert, dass bestimmte Gesichtsformen den Gegenstand von medizinischen wie auch sozialen Lesarten darstellen, die in ihrer Verknüpfung gleichwertig erscheinen. Die soziale Spiegelung von Personen kommt im Auszug der medizinischen Diagnostik gleich. Neben »Herz-, Nieren- oder Schilddrüsenerkrankungen« lassen sich auch der Altersstatus sowie ein Personentypus an den benannten Körperformen ablesen. Aus sozialpsychologischen Mechanismen geht demnach die potenziell unbewusste Aberkennung von Kapazitäten hervor. Das Gesicht stellt insofern selbst den sozialen Kontext des sozialen Leids dar, aus dem im Effekt eine leibbezogene Positionierung (›müde‹, ›kraftlos‹) folgt. Der diskursiven Textur zufolge begründet das Körperteil den zentralen Ankerpunkt für die Dimension der »Leistungsfähigkeit«. Diese verbindet so-

wohl die (reproduktive) Emotionsarbeit als auch die »ästhetische Arbeit« (Elias et al. 2017).²⁴

Die vorangegangenen Ausführungen weisen darauf hin, dass der Bezug auf Affekte im kosmetisch-chirurgischen Argumentationsmuster durch Verweise auf ein (psycho-)soziales Außen konstituiert ist. Erst die affektbezogenen Lesarten zum Gesicht bringen demnach das alters- und leistungsbezogene Eigenempfinden als Abweichung hervor. Die im Diskurs aufgeführten Affektbezüge ordnen die Protagonist_innen in dieser Hinsicht reaktiv, indem sie das Gesicht als leibliches Involviert-Sein in die soziale Umgebung aufführen. Der folgende Text verknüpft auf ähnliche Weise die subjektiven Dimensionen »Gesundheit« und »Wohlbefinden« in einer sozioästhetischen Deutungsperspektive.

(5:31) Tränensacke lassen den Menschen oft sehr müde, traurig und alt wirken. Selbst wenn er sich bester Gesundheit erfreut, so stellt sich dies für den Betrachter oftmals nicht so dar. Die Augen gelten als ein wesentliches Ausdrucksmittel unseres Gesichtes, und somit auch unseres Wohlbefindens, der Frische und jugendlicher Vitalität. (s-thetic, Tränensacke)

Das, was Augen kommunizieren, wird demnach durch Dritte (»den Betrachter«) zur sozialen Wirklichkeit. Indem die aufgeworfenen Gesichtsdifferenzen so als affektive Haltung zur sozialen Umgebung und den normativen Allgemeinwerten beschrieben werden, erscheint die kosmetisch-chirurgische Modifikation als handlungsrationalisierende Kontrolle von Affekten. Wagner (2015b) hält fest, dass

»Versuche der Verbesserung von Emotionen [...] einen besonders interessanten Fall der Selbstoptimierung [darstellen], weil Emotionen gemeinhin als leibgebundene Reaktionen auf gegebene Situationen gelten. Man unterstellt die weitgehende Unverfügbarkeit von Gefühlen.« (ebd., S. 13)

Affekte werden im Diskurs dadurch als verfügbar argumentiert, dass sie als sozioästhetische Lesart – wie z.B. oben hinsichtlich der »Tränensacke« (5:31) – formuliert sind. Die kosmetisch-chirurgische Neutralisation der äußeren Umstände findet sich dem-

24 Seit einigen Jahren werden die systematische, ökonomische wie soziale Benachteiligung von Personen aufgrund ihrer Erscheinung sowie damit verknüpfte Differenzkonstruktionen verstärkt unter dem Begriff »Lookism« bzw. »Lookismus« thematisiert (vgl. Diamond et al. 2017). Das dahinterstehende Konzept bezieht sich zugespitzt auf zwischenmenschliche Handlungen, kulturelle Deutungsmuster und Technologien, mit denen das Aussehen zur Bewertungsgrundlage von Menschen wird. Dies umfasst sowohl den Ausschluss wie auch die Bevorzugung von bestimmten Körpermerkmalen in ihrer sozialen Rahmung. In der sozialwissenschaftlichen und -psychologischen Forschung führt Lookism vor allem auf US-amerikanische Studien zurück, die seit den 1990er Jahren empirisch untersucht haben, wie sich das Aussehen von Angestellten auf ihr Gehalt, die Karrierechancen und die Position auf dem Arbeitsmarkt insgesamt auswirken (vgl. Waring 2011; Warhurst et al. 2009). Die Untersuchungen schlussfolgern zusammengenommen für viele Berufsfelder, dass das Aussehen einen strukturell verankerten Diskriminierungsfaktor auf dem Arbeitsmarkt und bei der konkreten Erwerbstätigkeit darstellt. Frauen wie Männer, die im jeweiligen Arbeitsumfeld als gutaussehend gelten, werden demnach gegenüber anderen, die nicht das richtige Aussehen verkörpern, bevorzugt angestellt, besser bezahlt und für kompetenter gehalten.

entsprechend weniger im »buddhistischen Geist« (ebd.) wieder, also in Bezug auf mentale Kapazitäten, als vielmehr im Gesichtsfleisch.

Das natürlich-produzierte Gesicht

Nach Meredith Jones (2012, S. 202) ist dem Modell des Gesichtsarchivs ein übergeordnetes Paradox der kosmetischen Chirurgie inhärent. So adressieren die Verfahren der Gesichtsmodifikation die Veränderung wie auch den Erhalt des eigenen Gesichts zugleich. Einerseits erscheinen die Eingriffe zur positiven Selbsttransformation notwendig, andererseits untergraben sie das darin angelegte Authentizitäts-Prinzip. Da die Prozeduren die individuelle Gesichtsgeschichte verändern, sind sie in die zugrunde gelegte Vorstellung eingeschlossen, wonach die Personenessenz und der Lebensverlauf über das so gewordene Gesicht zugänglich sind.

Die Modifikation der erinnernden oder expressiven Kapazitäten wird dementsprechend regelmäßig in medialen Diskursen, z.B. anhand von Personen der Popkultur, als Verfälschung des Eigentlichen dargestellt. Dem Tenor der oft moralisierenden Kommentare zufolge gehen die Fähigkeit, die eigene Personengeschichte zu demonstrieren sowie die expressiv-affektiven Qualitäten des individuellen Gesichts oft mit den Eingriffen verloren. Jones (ebd.) geht jedoch davon aus, dass die erkennbar technologische Produktion und Inszenierung des Gesichts ein zunehmend akzeptables Ideal darstellen, in das sich auch die kosmetische-chirurgische Bearbeitung einreicht. Das Gesicht ist demnach an die Logiken des Konsums und der Mode angebunden: »The most fashionable faces are now the most visibly manufactured; they are the faces that are created and presented with the aid of lightning, photography, makeup, computer software, pharmacology, and surgery.« (ebd., S. 194)

In den untersuchten Verfahrensbeschreibungen zur Gesichtsmodifikation werden weder ein solcher Bezug zur sichtbaren Manufaktur des Gesichts noch die Logik wechselnder Trends als Motiv offen benannt. Zudem wird der Modifikation mit Blick auf das Ergebnis selbst an keiner Stelle ein dokumentarischer oder soziobiografischer Eigenwert beigemessen. Im Gegenteil, die Eingriffe sollen bzw. dürfen dem rhetorischen Muster zufolge nicht als Erfahrung im Gesicht sichtbar sein. Besonders deutlich wird dies am diskursiven Bild der Maske, das im Diskurs für die Prinzipien der Täuschung und des Verfälschten steht. In den Verfahrensbeschreibungen wird im Zusammenhang mit den wiederkehrenden Elementen »maskenhaftes Aussehen«, »Maskenbildung« und »Maskeneffekt« eine Abgrenzungsfolie aufgerufen. Im folgenden Beispiel wird diese mit einem »Verlust der persönlichen Gesichtszüge« verknüpft.

(5:32) Andererseits darf auf keinen Fall ein maskenhaftes Aussehen mit Verlust der persönlichen Gesichtszüge daraus resultieren. Freunde und Bekannte sollen die wieder gewonnene Vitalität und den frischen Ausdruck bemerken, aber keinesfalls die Operation. (dr-omran, Gesichtschirurgie)

Die Argumentation schließt damit aus, dass die Gesichtsmodifikation selbst einen gewollt sichtbaren Aspekt in der Gesichtskommunikation zur Personengeschichte darstellen könnte. Folgt man dem Text, muss sie von der Wahrheitsproduktion durch das Gesicht in der sozialen Spiegelung durch »Freunde und Bekannte« ausgenommen sein. Der argumentativ ausgeschlossene Verlust der Wiedererkennbarkeit, der demnach mit

der Gesichtsmodifikation einhergehen könnte, deutet auf die konstitutiven Bedeutungen des Gesichts für das Konzept der menschlichen Person als ganzheitlich und lebendig hin. Wenn die Person nur noch als Maske und nicht mehr als Individuum entziffert werden kann, kommt das kosmetisch-chirurgische Gesicht einem »screen of horror« (Edkins 2015, S. 165), also dem Gesicht ohne menschlichen Status, gefährlich nahe.

Deutlich wird dies anhand weiterer Bezüge, die das Ergebnis der Modifikation evaluativ eingrenzen. Demnach benennt neben den normativen Leitlinien der Individualität und Authentizität insbesondere die »Natürlichkeit« des Aussehens ein Ziel der Verfahren.

(5:33) Individualität und Natürlichkeit sollten hierbei unbedingt erhalten bleiben! (aesthetic-profile, Nasenkorrektur)

(5:34) Das Gesicht sieht nach dem Eingriff natürlich frisch und nicht maskenhaft aus. (noahklinik, Facelift)

(5:35) Wir schenken Ihnen ein natürliches, frisches und verjüngtes Aussehen, ohne Maskenbildung und entfremdende Effekte. (dermabel, Faltenbehandlung)

Die regelhaften Verweise auf das Natürliche rufen potenziell gegensätzliche Konnotationen der Entfremdung durch Künstlichkeit und das menschlich Gemachte hervor. Der verbalsprachlichen Argumentation der obenstehenden Auszüge zufolge ist das postoperative Gesicht nicht als Produkt einer handwerklichen Tätigkeit oder der technologischen Manipulation erkennbar und soll es auch nicht sein. Neben der belebenden Wirkung, die mit dem Ergebnis verknüpft wird (»natürlich frisch«, 5:34), spielt dies auf einen übergeordneten Akzeptanzrahmen zwischen dem »menschlich« und dem »künstlich« erachteten Aussehen an. Die kulturellen Hintergrunderzählungen zu Masken, Zombies, lebendigen Stofftieren, Avataren und menschenähnlichen Robotern kontextualisieren in dieser Hinsicht die Gefahr, dass das kosmetisch-chirurgische Gesicht in das »uncanny valley«²⁵ fällt (vgl. Strick 2014). Diese unheimliche Lücke benennt den Moment, in dem das produzierte Aussehen des Gesichts erkannt und als merkwürdig wahrgenommen wird.

An der diskursiven Rhetorik lässt sich daran anschließend herauslesen: Je deutlicher der technologisch-bearbeitete Charakter im chirurgischen Ergebnis erkennbar

25 Das »uncanny valley« geht zusammengefasst auf Wahrnehmungsstudien im Bereich der japanischen Robotik zurück (vgl. Strick 2014, S. 113f.). Masahiro Mori untersuchte damit in den 1970er Jahren die Akzeptanz von menschenähnlichen Robotern. Er stellte die Hypothese auf, dass humanoide Objekte zunächst als sympathisch eingeschätzt werden, wenn sie wenige menschenähnliche Züge aufweisen. Dieses Verhältnis schlägt ihm zufolge jedoch ins Gegenteil um, je hybrider diese Ähnlichkeit erscheint und je realistischer sie verkörpert wird. Erst wenn keine technologischen Aspekte der Menschenähnlichkeit mehr bemerkbar seien, würden die künstlichen Figuren wieder als sympathisch empfunden werden (vgl. ebd., S. 114f.). Mittlerweile wird der Befremdungseffekt etwa auf fotorealistische Figuren in digitalen Filmen bezogen. Für das Phänomen wurde eine ganze Reihe von erklärenden Hypothesen aufgestellt. – Der evolutionsbiologische Ansatz geht etwa davon aus, dass Roboter wie kranke Menschen aussehen und sie daher an die eigene Sterblichkeit erinnern würden.

wird, desto näher rückt die Person demnach an den Status des Nicht-Lebendigen. Der diskursive Begriff des ›Natürlichen‹ ist dabei soweit als menschlich konnotiert, als dass die Lebendigkeit der Person eine ästhetische Abgrenzungsfolie gegenüber dem Monströsen darstellt.

In den diskursiven Kontext zu den Gesichtsmodifikationen reihen sich insofern die zum Teil skandalisierenden Medienberichte und sedimentierte Erzählungen zu »cosmetic surgery junkies« (Pitts-Taylor 2007) und Kunstfiguren ein. An ihnen wird die Akzeptanzgrenze um ein ›operiertes Aussehen‹ (5:36) verhandelt, das den Rahmen der Wiedererkennbarkeit benennt. In den Diskursauszügen wird korrespondierend dazu die Vorstellung der Bewegungsstarre angesprochen, die mit dem zu vermeidenden Verlust der mimischen und affektiven Ausdrucksfähigkeit (5:37) verwoben scheint.

(5:36) Das Ziel ist ein faltenreduzierter Gesichtsausdruck, der nicht »operiert«, sondern jünger und natürlich wirken soll. Die individuelle *Mimik* soll erhalten bleiben. (dr-herzhoff, Facelift)

(5:37) Dabei ist besonders wichtig, dass das Gesicht nach dem Eingriff sein natürliches Aussehen behält und kein maskenhafter, emotionsloser Ausdruck entsteht. (la-silueta, Facelift)

Die Wahl des Adjektivs ›natürlich‹ steht in den Auszügen mit der Ansprache einer allgemeinen Öffentlichkeit für semantisch verallgemeinerbare Vorstellungen von ›maßvoll‹, ›normal‹, ›menschlich‹ und ›sicher‹. Wie Suzanne Fraser (2003, S. 163f.) am Beispiel von Brustimplantaten herausarbeitet, bindet der regelhafte Verweis auf die Natürlichkeit der kosmetisch-chirurgischen Ergebnisse die technologischen Aspekte zudem an die körperliche Umgebung. Der Fremdbezug eines Eingriffes wird in der Vorstellung neutralisiert, der Körper habe natürliche Umgangsstrategien in Bezug auf die Implantate und Techniken.

Die Kategorie der Natürlichkeit lässt sich auch im Kontext der untersuchten Websites als ein performatives Ideal beschreiben. An der rhetorischen Oberfläche zeigt es zunächst eine medizinische Ethik an, in der die Überschreitung der Natur untersagt ist. Die Naturgesetzmäßigkeiten müssen demnach respektiert werden. Wie sich jedoch anhand einiger Diskursfragmente zeigt, erscheint Natur insbesondere dort veränderlich, wo sie personifiziert wird – das heißt ›Fehler macht‹, Menschen ›betrügt‹ oder wie im folgenden Beispiel als ›launenhaft‹ beschrieben wird.

(5:38) Doch die Launen der Natur sehen mitunter anders aus: Ob Höckernase, »Haken-nase«, Sattelnase, eine krumme, schiefe oder zu große, breite, lange Nase, unschöne Nasenspitze – mit den heutigen Möglichkeiten der Ästhetisch-Plastischen Chirurgie können alle Fehlstellungen korrigiert werden. (dr-jethon, Nasenkorrektur)

Dem obigen Argument zufolge ›korrigiert‹ das angebotene Verfahren lediglich diverse Naturfehler. Die benannten Nasenformen werden in dieser Hinsicht als ästhetisch willkürliches Naturrepertoire beschrieben, das aus einem erratischen Verhalten hervorgeht. ›Natur‹ fungiert damit als ambivalente Folie, die weniger als starre Begrenzung von Möglichkeiten zu verstehen gegeben wird. Vielmehr stellt sie eine diskursive ›Darstellungsressource‹ (vgl. Villa 2011, S. 119f.) dar. In diesem Sinne legitimieren die Bezü-

ge auf Natürlichkeit, die Natur und ihre Varianz in den beschriebenen Gesichtsformen zuallererst die Modifikationen als moralisch abgesichert. Die kosmetisch-chirurgische Redeweise über die Natürlichkeit der Ergebnisse wird über die angebotenen Technologien und gesellschaftlichen Wahrnehmungsweisen jedoch mithervorgebracht.

Die Unterscheidung von natürlich und künstlich wird als Schema im Diskurs insofern obsolet, als dass das modifizierte Gesicht im Zuge der aufgeführten (psycho-)sozialen Spiegelungen und im Sinne der Kongruenz von Körper, Selbst und sozialer Umwelt als authentischer erscheint. So wird die kosmetisch-chirurgische Gesichtsmodifikation im nachfolgenden Auszug als Form der Affektbearbeitung beschrieben, die mit der Bearbeitung von Naturvarianz korrespondiert.

(5:39) Unser Gesicht stellen wir permanent zur Schau und hinterlassen so einen Eindruck bei unseren Mitmenschen. Wir fühlen uns schön, wenn wir uns gefallen, strahlen und glücklich fühlen. Als Plastischer Chirurg und Schönheitschirurg kann ich Ihnen zu einem persönlichen Schönheitsgefühl und Wohlbefinden verhelfen, indem ich die Natur unter Harmoniegesichtspunkten perfektioniere, ohne Ihren Typ dabei zu verändern. (dr-jethon, Gesicht)

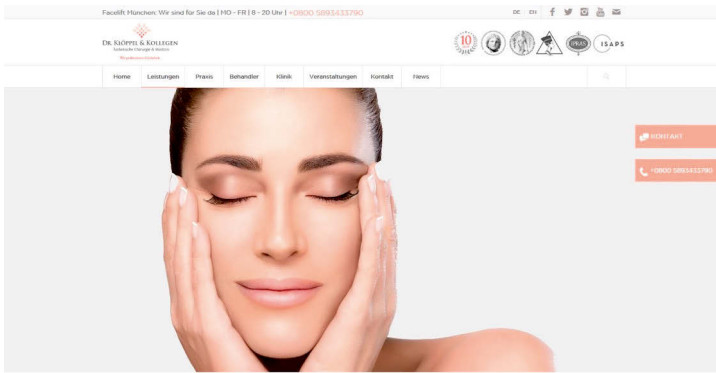
In der Selbstdarstellung des Chirurgen geht es darum, »die Natur« lediglich zu verbessern, aber den Personenbezug zu erhalten. Es wird demnach das Menschliche (»wie wir uns fühlen«) gegenüber »Mitmenschen« hervorgehoben. Das ästhetische Ideal bewegt sich hier vor dem Hintergrund der sozial-affektiven Rahmung zwischen der Gefahr einer kosmetisch-chirurgischen und einer naturbasierten Entfremdung.

Auf der einen Seite sollen die Homogenisierung von Personen sowie der (mimische) Individualitätsverlust vermieden werden. Andererseits erscheint der naturbelassene Körper als Quelle der mangelnden Anbindung an die ästhetischen Normen der (psycho-)sozialen Ordnung. Das modifizierte Gesicht ist in der diskursiven Logik also insoweit als natürlich kodiert, als es in der »sozialen Natur« von Menschen liegt, sich um das Selbst im Lichte anderer zu kümmern und die hegemonialen Körpertechniken zu vollziehen (etwa Zähne putzen, Sport treiben, Diät halten etc.) – und das möglichst mühelos und aus eigener Kraft. Das Natürliche ist in diesem Sinne bereits als technisch vermittelter Zustand und weniger als Ontologie des Unberührbaren angelegt (vgl. Villa 2013a, 2013b, 2008, S. 214f.).

In diesem Zusammenhang erscheint der Blick auf einen bestimmten Bildtypus aufschlussreich, der auf manchen Websites zu den Gesichtsmodifikationen gezeigt wird. So finden sich wiederkehrend Abbildungen von Gesichtern, die sich in Bezug auf den affektiven Gesichtsausdruck als neutral oder unbeteiligt beschreiben lassen. Im visuellen Diskursmuster wird damit ein relativ ausdrucksloses Gesicht angeboten, das im Gegenzug zu den Negativwerten (»müde«, »traurig« o.ä.) einen *Reset*-Zustand anzeigt. In diesem ist das Gesicht als affektiv »neutralisiert«, »aufnahmefähig« oder »erreichbar« charakterisierbar. Es werden also Gesichter mit der kosmetisch-chirurgischen Bearbeitung verknüpft, die weniger als affektive Personenarchive zu erkennen sind. Sondern im Gegenteil, sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie überindividuell und depersonalisiert erscheinen. Das Bildmotiv liegt insofern quer zu dem Primat der Freude und dem lächelnden Gesichtsausdruck, der im Diskurs als universelle und menschliche Qualität kodiert ist.

Die Gesichter erinnern zudem an eine computergenerierte Morphologie, wie sie etwa in psychologischen Studien zum Einsatz kommt. Ein Aspekt, der hierzu beiträgt, ist der Umstand, dass die Gesichter zudem erkennbar digital bearbeitet und somit als medientechnologisches Produkt zu identifizieren sind. Die Gesichtshaut erscheint oft auf hyperreale Weise glatt und ausgeleuchtet, die Gesichtszüge sind stets symmetrisch (vgl. Abbildung 5.1).

Abb. 5.1: Screenshot der Unterseite Facelift (drkloppel 2020)



Mit Blick auf die nachgezeichnete Argumentation ließe sich folgern, dass das Bildmotiv dem diskursiven Grenzbezug des maskenhaften und operierten Aussehens auf unheimliche Weise nahesteht. Während das kosmetisch-chirurgische Ergebnis argumentativ an den normativen Dimensionen ›Individualität‹, ›Natürlichkeit‹ und ›Lebendigkeit‹ orientiert ist, scheint ein Teil der Website-Gesichter diesen Werten im konventionellen Sinne gerade nicht zu entsprechen. Die Gesichter erscheinen menschlich und doch digital bearbeitet. Sie bergen nach Simon Strick (2014, S. 117f.) insofern ein unbehagliches Wissen um das Unvertraute – also den technologischen Anteil der Darstellung.

In medienwissenschaftlichen Diskursen wird dieser Aspekt im Zusammenhang mit einer veränderten Bildontologie verhandelt, die mit den Prozessen der Digitalisierung und Informatisierung der Fotografie verknüpft ist (vgl. Frosh 2019; Wegenstein 2006; Hansen 2003). Die Neuerungen der digitalen Fotografie und der Bildprogrammierung liegen demnach im Wesentlichen darin, dass die digitalen Bilder nicht zwangsläufig wie die analoge Fotografie in einem Abbild-Verhältnis zu der realweltlichen Wirklichkeit stehen. Die digitalen Bilder würden sich vielmehr dadurch auszeichnen, dass ihnen im Zuge der Programmierbarkeit kein abgebildetes Original mehr als dinglicher Referent zugrunde liege (vgl. Hansen 2003, S. 205).

Die neueren »Mediengesichter« (Belting 2013, S. 226f.) der visuellen Kunst- und Werbediskurse werden hieran anschließend etwa als ›Cyberfaces‹ oder ›Masken ohne Gesicht‹ beschrieben. Sie tragen nach Hans Belting (ebd., S. 269) einen ikonischen Charakter, der das individuelle Personengesicht übersteige und somit die Unterscheidbar-

keit von ›natürlich‹ und ›künstlich‹ verschiebe. Die eigene Wirklichkeit der programmierten Gesichter lasse sich ferner auf eine Zitatabfolge zurückführen, der kein anwendendes Original mehr vorausgehe. Die technologisch produzierten bzw. bearbeiteten Gesichter unterhöhlen demnach das Prinzip der Einmaligkeit und bleiben in dieser Hinsicht identitätslos. Die Wahrheitsproduktion der Bilder basiert somit auf einer ikonischen Ähnlichkeit zu einem Personengesicht, das austauschbar und singular zugleich erscheint.

Wie die Bildanalyse des Untersuchungsmaterials verdeutlicht, werden hinsichtlich dieser bildontologischen Entkopplung des individuellen Personenbezugs von den Bildgesichtern und der damit verknüpften Gesichtstranszendenz immer wieder Gesichter eines bestimmten Typus gezeigt (vgl. Kap. 4.2.2). Diese lassen sich neben den erwähnten ästhetischen Bezügen (›glatte Haut‹) mit Blick auf sozialstrukturelle Merkmale als mehrheitlich weiblich, weiß und relativ alterslos beschreiben. Der technologische Bildbezug trägt so tendenziell dazu bei, ein eurozentrisches Ideal, das auf griechisch-römische Vorbilder rekurriert, zu abstrahieren (vgl. Wegenstein/Ruck 2011).

Verallgemeinert gesprochen schließen an diesen Aspekt repräsentationslogische Diskussionen um die mediale Sichtbarkeit spezifischer Körpermodelle und damit verknüpft auch den Ausschluss heterogener Körper und Gesichter in visuellen Kulturen an (vgl. Schaffer 2008). Zudem wird eine negative Vorbildwirkung der bearbeiteten Bilder in den öffentlichen Werbe- und Konsumdiskursen etwa als ›unrealistisch‹ oder ›irreführend‹ verhandelt. Wie Meredith Jones (2012) daran angelehnt ausführt, hat sich jedoch unlängst ein diskursives Wissen zur Normalität der Bildbearbeitung und von Filtern sowie ein reflexiver Umgang damit etabliert. Dass die medial zirkulierenden Körperbilder über Bildbearbeitungsprogramme manipuliert sind, wird ihr zufolge geradezu erwartet: »[W]e now *expect* that adjustment has happened – we have ceased to assume an original or raw image.« (ebd., S. 196; Herv. i.O.)

In Bezug auf dieses veränderte Wahrnehmungsverhältnis betonen weitere Theoretiker_innen die damit verknüpfte affektive Dimension der digitalen Bilder (vgl. Angerer 2007; Hansen 2003). Demnach sei mit der Digitalisierung der Fotografie eine Immersion des Affektiven verbunden. Diese liege darin, dass die digitalen Bilder ein Versprechen transportieren, sinnliche, z.B. taktile, Erlebnisse hervorrufen zu können und nicht auf das Visuelle beschränkt zu sein. Das digital generierte Gesicht funktioniert demnach über die ›viewer-participant‹ (Hansen 2003, S. 206) – also darüber, dass es konzeptionell im wahrnehmenden Körper der Betrachtenden ko-produziert wird. Das Bild liege damit als Information *zwischen* verkörperten Menschen und dem technologischen Medium.

Die digitalen Gesichter werden damit potenziell auch zu Darstellungsressourcen, die eine Brücke zwischen affektiver Wahrnehmung und Handlung schlagen. In dieser Hinsicht stellt der Körper des spürenden Subjekts selbst einen konzeptionellen Teil des Bildes dar (vgl. Serafinelli 2018; Belting 2011). Dementsprechend lässt sich argumentieren, dass der Zugang zu dem Angebot der Gesichtsmodifikation über die natürlich produzierten Gesichter somatechnologisch vermittelt ist. Das heißt, der körperbasierte Blick auf das *Cyberface* ist sowohl von digitalen Medientechnologien durchdrungen als auch durch das Versprechen der kosmetisch-chirurgischen Technologie konstituiert. Der offensichtliche bildtechnologische Bearbeitungscharakter vieler Gesichter lässt sich

insofern in einen Deutungszusammenhang zu der kosmetisch-chirurgischen Befreiung von materialen Markern und den daran gebundenen sozialen Lesarten zur Natur des menschlichen Aussehens stellen.

5.3 Prozesse I: Altern, oder das heruntergefallene Gesicht

Das vorangegangene Kapitel verdeutlicht zwei binäre Dimensionen, in deren Rahmen das Gesicht im kosmetisch-chirurgischen Diskurs problematisiert wird: die des Alters und die der Affektivität. Anhand der Diskursfragmente lässt sich nachzeichnen, wie die qualitativen Bezüge sich gegenseitig im Bild des entfremdeten Gesichts verstärken. Bedeutsam erscheint hierfür das übergreifende Konzept der (psycho-)sozialen Sichtbarkeit des Gesichts als affektives Archiv zur Person. Die diskursiven Materialisationen des Alterns (z.B. Falten) zeigen darin – neben dem (un)eigentlichen Alter – die so gewordene Richtung der Lebensführung (z.B. als müdes Gesicht) an. Die negativen Bedeutungen des alternden Gesichts sind folglich an affektiv-psychologische wie soziale Komponenten geknüpft, die sich aus dem Austausch mit der sozialen Lebenswelt ergeben. Das diskursive Konzept davon, was Altern ist, wird erst durch die evaluative Zuordnung von Affekten zum Gesicht verständlich.

Es zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass auch der umgekehrte Schluss gilt. So ist die Art und Weise, affektiv (z.B. glücklich) zu werden, dem diskursiven Credo zufolge an die Vorannahme gebunden, dass sich der Altersprozess am Körper gestalten lässt. Dazu wird die Alternsweise im Diskurs immer wieder als Subjektivierungsweise aufgeführt, die das Wie der Lebensführung öffentlich anzeigt. Die Gewohnheit und das Gewöhnliche sind in dieser Hinsicht im Diskursstrang um das affektive Gesicht ko-konstitutiv angelegt.

(5:40) Frei von Sorgenfalten – Menschen, die gewohnheitsmäßig die Stirn runzeln oder durch schlechtes Sehen angestrengt schauen, können bereits in jungen Jahren tiefe Falten haben und diese als störend empfinden. (fontana-klinik, Facelift)

In diesem Sinne deuten die im Auszug beschriebenen Gewohnheiten (»runzeln« und »angestrengt schauen«) eine Entfremdung von Menschen im Zugang zur Lebenswelt an, die konnotativ zwischen Verwunderung und Missmut liegt. Die benannten Praktiken tragen demnach dazu bei, das Gesicht als Form einer affektiven Abweichung (»Sorgenfalten«) zu materialisieren. Bedeutsam ist dafür die im Text benannte relationale Zeitdimension »bereits in jungen Jahren«. Die Angabe vollzieht eine »Verzeitlichung« (Rosa 2007, S. 167) von Gesicht und Person als »zu früh«. Nahegelegt wird also, dass sich das Körperteil anhand eines normativen Lebensentwurfs verorten lässt. In dieser Perspektive basiert die körperliche Entwicklungsgeschichte auf einem vorhersehbaren Zeitverlauf, der als planbar erscheint.

In der Gesamtschau des Untersuchungsmaterials wird schnell deutlich, dass Körper in den Motivationsbeschreibungen wiederkehrend als zeitliches Prozessgeschehen beschrieben werden. Zusammengenommen wird im Plausibilisierungsmuster zu den Verfahren immer wieder behauptet, dass Veränderungen in der Körperbiografie den Grund für eine Entfremdungsproblematik darstellen. Das Altern begründet neben den